



Gestohlene Kindheit, gestohlene Jugend

Erika Betschart und ihre Geschwister wuchsen im Kinderheim Steig in Appenzell auf

Auf nationaler Ebene wurde eine Initiative gestartet, die Wiedergutmachung für Opfer von Willkür und Gewalt sowie eine Aufarbeitung der Geschehnisse in Heimen und kirchlichen Institutionen verlangt. Auch im Kinderheim Steig in Appenzell geschah Unvorstellbares. Eine ehemalige Betreute bricht das Schweigen, damit endlich hingeschaut wird.

Monica Dörig

Noch immer, im Alter von 68 Jahren, sehnt sich Erika Betschart nach Geborgenheit und Liebe. In ihrer Kindheit erfuhr sie kaum Zuneigung, nur Vernachlässigung und Strafe. Erika Betschart wuchs im Kinderheim Steig bei Appenzell auf. Lange hat sie sich vor einer Aufarbeitung gefürchtet, doch nach dem sie Kontakt geknüpft hatte mit Guido Fluri, dem «Vater» der Wiedergutmachungsinitiative, brach sie das Schweigen.

Eine Kindheit im Heim

Sie und vier ihrer Geschwister wurden der Mutter kurz nach der Geburt weggenommen und in die «Stääg» gebracht. Zwei ältere Schwestern lebten zuerst eine Zeit lang daheim. Die Mutter galt als unfähig für die Kinder zu sorgen; der Vater war an Parkinson erkrankt, kam ins «Armenhaus» wo er starb. Die Mutter hatte längst einen neuen Partner. Ihre Kinder besuchte sie zweimal im Jahr: zu Ostern und zu Weihnachten.

In ihren Erinnerungen an die Kindheit im Kinderheim Steig gibt es fast nur Bilder von Strafen: Schläge wegen des kleinsten Missgeschickes, stundenlanges Stehen oder Knien in einer Ecke, Essensentzug oder gar Einsperren in die «Dunkelkammer» – ein Holzverschlag in dem man knapp liegen konnte. Oder die sadisti-

sche Nonne, die auf die Kinder drauftrat. Die kleine Erika erfuhr nur Ablehnung und Diskriminierung. Oft hat sie sich vor Angst in die Hosen gemacht, was weitere Strafen und Demütigungen nach sich zog. Die schmutzige Wäsche mussten die Kinder im eiskalten Brunnenwasser waschen und wurden dabei oft selber untergetaucht.

Einmal zwang eine der Nonnen das Mädchen, in die Badewanne mit brühend heissem Wasser zu steigen. Die Haut an beiden Beinen löste sich in Blasen ab, wegen mangelnder medizinischer Versorgung entzündeten sich die Wunden. Irgendwann konnte das Kind kaum mehr gehen und verpasste so fast das ganze erste Schuljahr, das es dann wiederholen musste. «Einen Arzt hat man nicht geholt; man hätte ihm ja erklären müssen was passiert ist», erzählt Erika Betschart.

Erika wurde sie zwar getauft, aber so nennt man sie erst wieder seit sie selber darüber bestimmen kann. Weil es noch eine Erika in ihrem Jahrgang gab, wurde sie kurzerhand in Angela umbenannt – «die dumme Angela», so wurde sie zum Vornherein abgestempelt.

Die Schule war für das leicht legasthenische Mädchen eine Tortur. Nicht nur dass die Lehrerinnen, ebenfalls Klosterfrauen, in der Chlo die Kinder aus dem Heim verächtlich behandelten, besonders fürchtete das Mädchen die Schüler, die sie auf dem Schulweg schlugen und hänselten. «Staatfresser» riefen sie den Heimkindern hinterher. Die wenigsten Leute wissen bis heute, dass viele Eltern für die Unterbringung der Kinder Kostgeld bezahlt haben.

Unter den «Zöglingen» selbst herrschte Überlebenskampf. Da war kaum Platz für Freundschaft oder Solidarität; Geborgenheit und Zuneigung hat Erika in all den Jahren nie erlebt.

Niemand war da, um ihr bei den Hausaufgaben zu helfen, geschweige denn sie zu fördern. Im Gegenteil: Seit der zweiten Klasse musste das Mädchen jeden Morgen um fünf Uhr aufstehen und Frühstück zubereiten für alle ungefähr 70 Heimkinder und die drei Ingenbohler Ordensfrauen. Nach der Schule mussten die Kinder ihre Putzämter erledigen, daneben rüsteten die Kinder im Sommer Gemüse für die Konservenfabrik Bischofszell. Als Lohn für ein Jahr Arbeit gab es eine Tafel Schokolade.

In den Sommerferien wurden die grösseren Zöglinge als billige Hilfskräfte vermittelt – die Buben zu Bauern, die Mädchen in Wirtschaften. Als Erika einmal zwei Franken Trinkgeld, das sie in der «Weissbadbrücke» erhalten hatte, «verputzte», setzte es Ohrfeigen und sie wurde in die Dunkelkammer gesperrt. Bekam ein Mädchen die Periode, wurde es von der Nonne, die das Heim leitete, aufs Übelste beschimpft; Verständnis oder Aufklärung haben die Kinder keine erfahren.

Auf der Suche nach der Wahrheit

Heute, sagt Erika Betschart, wisse sie, dass es in Ordnung gewesen sei, die Kinder nicht bei der Mutter zu lassen. Sie habe die Kinder arg vernachlässigt. Sie und eine ihrer Schwestern haben als Erwachsene versucht, mit ihr als Familie zu leben. Es ist nicht gut herausgekommen. Es gab Streit und die Mutter wäre nur auf das Geld aus gewesen, das die jungen Frauen verdient und zum grossen Teil als Kostgeld abgegeben haben. Ausserdem wurden sie vom Stiefvater bedrängt. Vorwürfe macht Erika Betschart den Behörden, dass sie nicht andere Möglichkeiten in Betracht gezogen haben als das Heim, etwa die Mutter zu einer Adoption zu bewegen. Sie hat erfahren, dass dies

Appenzeller Volksfreund
9050 Appenzell
071/ 788 30 01
www.dav.ch

Medienart: Print
Medientyp: Tages- und Wochenpresse
Auflage: 5'189
Erscheinungsweise: 4x wöchentlich



Themen-Nr.: 037.021
Abo-Nr.: 1094819
Seite: 3
Fläche: 111'335 mm²

möglich gewesen wäre. Am schlimmsten ist für sie aber, dass niemand hingeschaut hat. «Alle im Dorf wussten doch, wie es in der Stääg zu und her ging, aber niemand hat sich darum gekümmert.» Das schmerzt noch immer: die Diskriminierung in der Öffentlichkeit, das Allein-gelassenwerden, die verlorene Kindheit. Sie wolle es wohl wegen dieser Erfahrungen bis heute allen recht machen, könne nicht nein sagen und habe ein Helfersyndrom, vermutet Erika Betschart.

Sie wäre gern Krankenschwester geworden, aber ihr Vormund bestimmte ihr Leben nach dem Ende der Schulzeit. Wegen der mangelnden Fürsorge war sie mit 14 Jahren so unterentwickelt, dass man Erika nicht fortschicken konnte. Zuerst musste sie zwei Jahre lang in der «Stääg» den ganzen Haushalt führen – ohne Verdienst. Zum Schluss bekam sie vom Vormund einen Wintermantel. Dann verschaffte er ihr eine Haushaltlehrstelle in Dübendorf und danach eine Anstellung in Unterägeri. Wenn er sie besuchte, stellte er ihr die Spesen in Rechnung. Wenn es ihr nicht gefallen habe oder wenn es Probleme mit den Herrschaften gegeben habe, sei niemand darauf eingegangen, erzählt Erika Betschart.

Geglaubt hat man den Heimkindern sowieso nicht, auch jenen nicht, die missbraucht wurden. Fragt man Erika Betschart wie sie das ausgehalten habe, weiss sie keine Antwort. «Es war selbstverständlich, alles hinzunehmen.»

Ihre Schwester, wurde als 14-Jährige in einen Haushalt in St. Gallen geschickt; der Hausherr missbrauchte sie und sie wurde schwanger. Das Kind wurde weggegeben, der Kindsvater kam mit Alimentenzahlung davon; alles wurde unter den Teppich gekehrt. Erst als sie längst erwachsen waren, wagten es die Schwes-

tern nach dem Verbleib des Mädchens und des Geldes zu forschen.

Erika Betschart war die treibende Kraft. Einmal nahm sie ihren ganzen Mut zusammen und versuchte den Vormund zur Rede zu stellen und verlangte eine Unterredung mit den mittlerweile pensionierten Klosterfrauen in Ingenbohl. Mehr als kleinlauten Ausreden und Entschuldigungen schauten dabei nicht heraus.

Missglückter Start ins Leben

Auch ihrem Zwillingsbruder Oskar fiel es schwer, über die Kindheit zu sprechen. Er wurde von einer der Schwestern über Jahre sexuell missbraucht. Er ist überzeugt, dass ihm dies ein «normales Männerleben» verunmöglicht hat. Er fasste, obwohl er die Ausbildung zum Bäcker absolvieren konnte und sich später zum Psychiatriepfleger weiterbildete, im Leben nicht richtig Tritt. Er stürzte in die Drogenszene ab. Bei einem schweren Motorradunfall erlitt er ein Schädel-Hirn-Trauma. Heute lebt er mit beginnender Alzheimererkrankung in einem Altersheim.

Erika Betschart ist zum dritten Mal verheiratet, ihr erster Mann ist früh gestorben. Ihre ganze Freude sind ihre Tochter und ihre zwei Enkelkinder. Befriedigung gibt ihr auch der Freiwilligendienst, den sie im Kantonsspital leistet. Um ihre AHV aufzubessern macht sie den Haushalt bei einer St. Galler Familie. Hier habe sie ein bisschen Geborgenheit gefunden, freut sie sich. Die Sehnsucht danach liess sich trotz der eigenen Familie nie ganz stillen.

«Uns wurde unsere Kindheit und unsere Jugend gestohlen», sagt Erika Betschart. Einerseits wünscht sie sich, dass die Behörden öffentlich die schweren Fehler zugeben und sich entschuldigen, andererseits wünscht sie sich für sich und all die

anderen Betroffenen in der Schweiz eine finanzielle Entschädigung, «eine kleine Rente oder etwas Ähnliches» (s. Kasten). Wie Erika Betschart müssen sich viele ehemalige Heimkinder mit traumatischen Erfahrungen durch ein bescheidenes Leben kämpfen. Viele konnten keine Ausbildung machen.

Nach den Haushaltstellen arbeitete Erika Betschart eine Zeitlang im Bahnhofbuffet in Appenzell, später unter anderem in den Verkaufswagen der Migros. Sie teilte sich mit ihrer Schwester eine kleine Wohnung in St. Gallen und konnte erstmals wie andere junge Leute das Leben geniessen. Ihre Kindheitserinnerungen verdrängte sie lange Zeit.

Später hat sie sich als Pflegehelferin ausbilden lassen und fand befriedigende langjährige Stellen im Blindenheim und in einem Behindertenheim in St. Gallen. Mit nur 20 Jahren musste sie ein Magen-geschwür operieren lassen, lag drei Monate im Spital. Später bekam sie Weichteilrheuma. Für Erika Betschart sind das Folgen der Vernachlässigung im Kindesalter. Es ist als wirke ihr missglückter Start ins Leben bis heute nach. Darüber täuscht auch das offene Gesicht mit den strahlenden blauen Augen nicht hinweg. Wenn die Erinnerungen zurückkommen, füllen sie sich mit Tränen und der Schmerz zeichnet Linien um ihren Mund. Verbittert ist Erika Betschart trotz allem nicht. Aber mit der Institution Kirche will sie nichts mehr zu tun haben. Dennoch bezeichnet sie sich als gläubige Christin und betet jeden Tag. Und sie hofft, dass sie zusammen mit Guido Fluri bald Papst Franziskus in Rom begegnen wird, um ihm stellvertretend für die Schweizer Opfer von fürsorglichen Massnahmen ein Geschenk zu überreichen.

Datum: 03.08.2015

APPENZELER VOLKSFREUND

Appenzeller Volksfreund
9050 Appenzell
071/ 788 30 01
www.dav.ch

Medienart: Print
Medientyp: Tages- und Wochenpresse
Auflage: 5'189
Erscheinungsweise: 4x wöchentlich

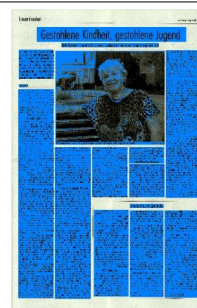


Themen-Nr.: 037.021
Abo-Nr.: 1094819
Seite: 3
Fläche: 111'335 mm²



Erika Betschart ist heute bereit, über ihre Kindheit im ehemaligen Kinderheim Steig in Appenzell zu erzählen.

(Bild: Monica Dörig)



Wiedergutmachungsinitiative

Bis 1980 wurden in der Schweiz Frauen zwangssterilisiert oder Schwangere zur Abtreibung gezwungen, Kinder ohne Zustimmung der Eltern zur Adoption freigegeben oder in Waisenhäusern untergebracht. Bis heute leiden die Betroffenen unter den traumatischen Geschehnissen – darunter auch Menschen, die im Kinderheim Steig in Appenzell untergebracht waren.

Bis weit ins 20. Jahrhundert wurden Kinder verdingt, zur Arbeit gezwungen, missbraucht und vernachlässigt. Auch Kinder in der «Stääg» mussten (bis in die Siebzigerjahre) hart arbeiten, manchmal hungern, Schläge und sexuelle Übergriffe erdulden.

Fürsorgerische Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen haben zahlreiche Leben zerstört. Die Entwicklung der Betroffenen wurde sowohl sozial als auch wirtschaftlich beeinträchtigt. Die Verantwortlichen bei Behörden und in Institutionen wurden kaum überprüft.

110 000 Unterschriften

Um dieses schwere Unrecht zu mildern, wurde die Wiedergutmachungsinitiative gestartet und am 19. Dezember 2014 mit 110 000 Unterschriften eingereicht.

Die Initiative verlangt die Aufarbeitung des dunklen Kapitels in der Schweizer Geschichte und einen mit 500 Millionen Franken alimentierten Härtefallfonds. (andere Länder investieren zur Zeit

Hunderte Millionen Franken zur Aufarbeitung ähnlicher Missbrauchsfälle.) Geld aus dem Fonds sollen laut Initiativtext nur besonders schwer betroffene Opfer erhalten. Jeder Antrag soll von einer unabhängigen Kommission geprüft werden.

Unter anderem soll in der Bundesverfassung unter Art. 124a festgeschrieben werden: «Bund und Kantone sorgen für die Wiedergutmachung des Unrechts, das insbesondere Heimkinder, Verdingkinder, administrativ versorgte, zwangssterilisierte oder zwangsadoptierte Personen sowie Fahrende aufgrund fürsorglicher Zwangsmassnahmen oder Fremdplatzierungen erlitten haben. Sie sorgen für eine unabhängige wissenschaftliche Aufarbeitung dieser Massnahmen und fördern die Diskussion darüber in der Öffentlichkeit.»

Initiant Guido Fluri, der 30 Prozent seiner Unternehmensgewinne in diverse Wohltätigkeitsprojekte steckt, konnte ein beeindruckendes Komitee aus Politik und Wissenschaft um sich scharen.

Gegenvorschlag vom Bundesrat

Der Bundesrat liess einen indirekten Gegenvorschlag zur Initiative ausarbeiten. Dieser sieht finanzielle Leistungen für Opfer in der Höhe von 300 Mio. Fr. vor und will das Unrecht gesetzlich anerkennen sowie die Akten sichern und die Akteineinsicht regeln. Der Gesetzesvorschlag ist zur Zeit in der Vernehmlassung. Bundesrätin Simonetta Som-

maruga entschuldigte sich bereits im April 2013 im Rahmen eines Gedenkanlasses für ehemalige Verdingkinder öffentlich im Namen der Landesregierung «aufrichtig und von ganzem Herzen» für das geschehene Unrecht. Letzten Frühling hatten die eidgenössischen Räte eine Rehabilitierung von Opfern von Zwangsmassnahmen gutgeheissen.

Stiftung und Gedenkstätte

Der Zuger Unternehmer Guido Fluri, der mit Beteiligungen und Immobilien zum Multimillionär wurde, hat nicht nur die Wiedergutmachungsinitiative ins Leben gerufen, sondern auch eine Stiftung gegründet, die sich für Menschen einsetzt, die als Kind Gewalt erlebten und für das Wohl von Pflegekindern. Sein Engagement hat einen direkten Bezug zu seiner Lebensgeschichte: Als uneheliches Kind einer 17-Jährigen, die später psychisch krank wurde, wurde er fremdplatziert. Die Guido Fluri-Stiftung will das Verständnis fördern für benachteiligte, traumatisierte Kinder und das Thema Verding- und Heimkinder in der Öffentlichkeit thematisieren. Die Stiftung errichtete die erste nationale Gedenkstätte für Heim- und Verdingkinder im ehemaligen Kinderheim Mümliswil (SO) und finanziert das Projekt «Historische Aufarbeitung von Kinderheimen in der Schweiz».

www.wiedergutmachung.ch;
www.guido-fluri-stiftung.ch